

Autobiographisches

Zum biographischen Ereignis ein (auto-)biographischer Einstieg. Zu den Dingen, die ich mit Claudia Honegger teile, gehört ein Stück universitärer Vergangenheit Ende der sechziger Jahre in Zürich. Sie war damals schon medial bekannt geworden – trat schon mal als Vertreterin der Fortschrittlichen Arbeiter, Schüler und Studentent (FASS) auf, aber, noch viel besser: sie brachte es umstandslos fertig, auf einem geparkten Zürichsee-schiff 1969 einen kommerziellen Schönheitswettbewerb zu gewinnen und zum feministischen Happening umzufunktionieren. Ich konnte weder das eine noch das andere. Dafür wurde ich, zusammen mit Thomas Held, ab 1970 mit der Durchführung einer Studie über die »Stellung der Frau in der Schweiz« beauftragt.

Mich hat das Genderthema, Göttin seis geklagt, aus heiterem Himmel angefallen, ohne Vorbereitung, und mir auch einen thematischen Knochen beschert, an dem ich noch immer nage. Das Soziologische Institut der Universität Zürich wurde 1969 von der Schweizerischen UNESCO-Kommission angefragt, eine nationale Studie über die Stellung der Frauen in der Schweiz durchzuführen – keine Frage, das Mandat musste angenommen werden! Für das Thema bestand damals eine grosse Sympathie, aber wissenschaftliche Vorarbeiten und Instrumente für eine präzise Erforschung des Gegenstands fehlten weitgehend. Die soziologische Literatur dazu war in ihren Anfängen, vor allem was theoretische Konzepte betraf. Zur Erinnerung: Betty Friedans »Weiblichkeitswahn« erschien 1963, auf deutsch erstmals 1966, und war praktisch die erste feministische Kritik an der damals hegemonialen theoretischen Perspektive, dem Funktionalismus; Kate Milletts »Sexual Politics« kam im Ori-

nal 1969 heraus.¹ An »theoretischer« Literatur prägte eigentlich nur Simone de Beauvoirs panoramisches »Deuxième sexe« (1949) seit längerer Zeit die intellektuelle Landschaft.² Das erste bereits vorhandene radikale feministische Werk über die Geschlechterverhältnisse in der Schweiz, Iris von Rotens »Frauen im Laufgitter« (1958), war nicht primär theoretisch orientiert, und war ausserdem bei seiner Publikation anlässlich der ersten eidgenössischen Abstimmung über die politischen Rechte der Frauen dermassen durch den Kakao gezogen worden, dass sich kaum mehr jemand daran zu erinnern getraute.³ Unser strukturtheoretischer Bezugsrahmen war daher recht grob gezimmert: Macht, Arbeitsteilung, Legitimität, Diskriminierung, Normen über horizontale und vertikale Geschlechterdifferenzierung – diese Konzepte nagelten wir zusammen und versuchten sie auf die Geschlechterverhältnisse anzuwenden.⁴ Keine geschlechtsspezifischen Kategorien also, nur allgemeine, eher makroanalytische, die wir geschlechtersensibel einsetzen wollten. Unter den im Gleichheitskontext bis dato nicht oder nur marginal vorkommenden Konzepten, die wir beizogen, befand sich auch die Vorstellung des Familienzyklus als einer programmiert ablaufenden Strukturveränderung der Familie, von der ein Einfluss auf das Geschlechterverhältnis anzunehmen war. Damit begann meine persönliche, kurvenreiche Geschichte mit dem Lebenslauf und seiner Geschlechtsspezifik, ein hartnäckiges »Material«, an dem ich seither immer wieder gearbeitet habe, mit wechselnder Intensität, aber konstantem Interesse.

Zu den Entdeckungen unserer Studie – die meisten waren solche wohl vor allem für uns junge Forscher, nicht für die Forschung als solche und noch weniger für gestandene Feministinnen – gehörte die relative wechselseitige Autonomie von gelebter Realität und normativen Überzeugungen sowie die Schwierigkeit nachzuweisen, dass Inkohärenzen zwischen diesen beiden Ebenen des Sozialen subjektiv Spannungen erzeugten, die Verhaltensänderungen motivieren konnten. Ebenso gehörte dazu

der (rückblickend nicht unbedingt umwerfende) Befund, dass männliche und weibliche Erwerbsverläufe in Paaren unterschiedlich aussahen und dadurch markiert schienen, dass nur die Frauen die mit dem Phasenablauf des Familienlebens variierenden Belastungen auf sich nehmen, nicht aber die Männer, dass es also in dieser Hinsicht nicht einen, sondern zwei typische Lebensverläufe gab.⁵

Wir machten uns also auf den Weg, erstens empirische Forschung theoriegeleitet zu entwickeln, auch wenn die verwendeten Konzepte weder zu einem bestehenden Forschungskonsens noch zur Bilderwelt des weiteren Publikums gehörten. Zweitens theoretisch ein Gleichgewicht zu finden zwischen strukturellen und kulturellen Aspekten der Problematik und drittens zu insistieren auf Ungleichheit und Machtgefälle als Pfeilern der Ungleichbehandlung der Geschlechter, die sich wohl auf sozialisierte Stereotypen, Identitäten und »Geschichten« als Legitimationsgrundlagen stützen, aber nicht explikativ auf sie rückführbar sind. Schliesslich postulierten wir, verschiedenartige Formen von Diskriminierung – interessenorientierte Ungleichbehandlung und nicht etwa bloss in sozialem Handeln aggregierte Sozialisationseffekte – seien mit im Spiel.

Das Thema der geschlechtsspezifischen Lebensläufe hat mich immer wieder eingeholt, bis sich schliesslich die Möglichkeit ergab, ein Institut für Lebenslaufforschung an der Universität Lausanne aufzubauen.⁶ Und es hat einen tückischen Dreh: sein Gegenstand will sich nicht recht ändern und liegt damit quer zum Zeitgeist. In den Medien, aber auch fachintern herrscht ein reger Diskurs über Wandel: Globalisierung, Zweite Modernisierung, Individualisierung, grundlegende gesellschaftliche Veränderungen – ein findiger Autor hat schon mindestens drei Dutzend neuer soziologischer »Gesellschaftskonzepte« identifiziert,⁷ die mit je spezifischem Reduktionismus versuchen, den Übergang in die postindustrielle, ja gar postmoderne Ära auf den Begriff zu bringen! Diesem Diskurs zufolge

sollen sich die Familie und das Geschlechterverhältnis, die Lebensstile und -formen überhaupt, von Grund auf verändert haben – es soll keine geltenden Modelle mehr geben, weder praktisch noch normativ, alles habe sich diversifiziert und pluralisiert, stehe beliebig zur Disposition und könne lebensstilmässig an- und abgelegt werden.⁸ Die (soziale) Welt als Wille und Vorstellung! Theoretisch habe ich solch radikalen und kurzfristigen Wandel nie plausibel finden können, besonders dann nicht, wenn er angeblich in Richtung eines totalen Strukturverlusts geht, und empirisch stimmt es auch kaum.

Diagnosen scheinbaren oder tatsächlichen Wandels hängen auch davon ab, wie man das Phänomen der Transformation definiert. Zum Beispiel die Familienorganisation: ist sie nun traditionell oder nicht? Will man nicht gleich den Begriff der Traditionalität grundsätzlich in Frage stellen, weil er nicht konsensual definiert ist (welcher andere soziologische Begriff ist das?), so muss man zugeben, dass der Anteil strikt traditionaler Familien, nicht nur an allen Haushalten, sondern auch an den Paarausgehörenden, nicht sehr hoch ist.⁹ Ist also die traditionale Paarorganisation ausgestorben? Um differenzierter analysieren zu können, hat Helga Krüger vorgeschlagen, vom geschlechtsspezifischen Masterstatus zu sprechen.¹⁰ Doch wie kommt man diesem Prinzip empirisch auf die Spur?

Was ist ein Masterstatus?

Als Masterstatus bezeichnet man das Überwiegen und die Bedeutungsgeneralisierung gewisser Merkmale (zu denen namentlich die Teilnahme an sozialen Feldern und die Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien gehören), in diesem Zusammenhang etwas grosszügig als Status bezeichnet, gegenüber anderen Merkmalen, und vor allem gegenüber situationsspezifischen Erwartungshaltungen und Handlungslogiken.

Die Idee und auch der Begriff hat mit einer Beobachtung von Everett Hughes zu tun, der in seinem soziologischen Essay

über »Dilemmas and Contradictions of Status« 1945 feststellt, »The most striking illustration (von Statuswidersprüchen – RL) in our society is offered by the Negro who qualifies for one of the traditional professions (z.B. Arzt – RL). Membership in the Negro race, as defined in American mores and/or law, may be called a master status-determining trait. It tends to overpower, in most crucial situations, any other characteristics which might run counter to it.«¹¹ Im Fall seines Beispiels heisst das, dass einem fachlich noch so gut qualifizierten schwarzen Arzt in den USA zuallererst als Schwarzem begegnet wird, dieser »Status« überspielt alle anderen, selbst wenn diese anderen instrumental oder situativ gesehen wesentlich relevanter wären, etwa seine medizinische Qualifikation in einer Behandlungssituation.

Hughes argumentiert mit Blick auf die Interferenz rassistischer Kriterien, erwähnt aber auch Geschlecht als analoges Statuskriterium, u.a. mit der Anekdote über den Berufseinstand einer Flugzeugingenieurin. Sie handelt vom »dilemma of a young woman who became a member of that virile profession, engineering. The designer of an airplane is expected to go up on the maiden flight of the first plane built according to the design. He (selbstverständlich! – RL) then gives a dinner to the engineers and workmen who worked on the new plane. The dinner is naturally a stag party (Herrenabend – RL). The young woman in question designed a plane. Her co-workers urged her not to take the risk – for which, presumably, men only are fit – of the maiden voyage. They were, in effect, asking her to be a lady rather than an engineer. She chose to be an engineer. She then gave the party and paid for it like a man. After food and the first round of toasts, she left like a lady.« So weit Hughes.

Es gibt also Statusmarker, die spezifische Situationen und ihre Anforderungsprofile überstrahlen und deshalb die Eintrittsbedingungen von Individuen in solche Situationen vorstrukturieren, auch über die Erwartungen, die sich an sie richten und die Massstäbe, an denen sie gemessen werden. Die

Statusmarker betreffen die Zugehörigkeit zu Kategorien von Geschlecht, Ethnie, Nationalität, Alter u.ä., also das, was etwa Blau den Ungleichheiten gegenübergestellt und zur Unterscheidung davon Heterogenitäten genannt hat.¹² Nicht zufällig sind diese Zugehörigkeiten weitgehend zugeschriebener Art: folgenreiche soziale Bedeutung wird an leicht erfassbare Merkmale angebunden, die von den betroffenen Individuen selbst kaum verändert werden können und ihnen so auf Dauer anhaften. Blau stellt die Differenzierungsdimensionen tendenziell als zur Ungleichheitsthematik alternative bzw. querliegende dar. Dies ist teils richtig, teils falsch, denn zugeschriebene Kriterien spielen eine zentrale Rolle in Prozessen sozialer Schliessung und werden häufig zur Status- oder Privilegienverteidigung benötigt.

Bei der Geschlechterungleichheit kommt der geschlechtsspezifischen Segmentierung des Erwerbssektors in Berufsfeldern eine ausschlaggebende Bedeutung zu. Dies gilt nicht nur für die Berufsbildung, sondern auch für mittlere und universitäre Abschlüsse. Die Berufslehre führt bekanntlich Lehrlinge zu formal gleichen Lehrabschlüssen, welche sie für die erlernten spezifischen Berufe bzw. die ihnen entsprechenden Arbeitsmarktsegmente vorqualifizieren und sie mehrheitlich dahin kanalisieren. Dies mag auf den ersten Blick als ein Element horizontaler, mithin – anscheinend – ungleichheitsneutraler Situationsdifferenzierung erscheinen, es erweist sich aber real als stratifizierend, weil typischerweise Männerberufe im Vergleich zu Frauenberufen hierarchisch und tariflich höher positioniert sind und interessantere Weiterbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten bieten.¹³ Der Blick auf das Zusammenwirken verschiedener Institutionen bei der Konstruktion der Lebensläufe erlaubt es, eigentliche geschlechtsspezifische Vergesellschaftungsprogramme zu identifizieren, deren institutionelle Verankerung in den Ländern mit ausgebautem Berufsbildungssystem besonders weit gediehen ist (also vor allem Deutschland, Schweiz,

Österreich). Das Masterstatusprinzip ist in diese institutionellen Arrangements eingelassen. Oft bezeichnet man mit dem Begriff lediglich eine herausragende, teils subjektive, teils strukturelle Bedeutung einer Position.¹⁴ Gelegentlich signalisiert der Ausdruck, schon etwas griffiger, eine von sozialen Normen abweichende Besonderheit, die nicht zwangsläufig positionalen Charakter hat, wie etwa Homosexualität,¹⁵ Übergewicht¹⁶ oder soziale Stigmata allgemein.¹⁷ Gelegentlich wird aber auch vollumfänglich mit der Hughes'schen Idee gearbeitet, ein einziges Merkmal im Statusprofil einer Person könne andere in entscheidender Weise überformen.¹⁸

Das Konzept kann also dazu dienen, in der Anwendung auf geschlechtsspezifische Zuschreibungen mehr Komplexität einzufangen und feiner zu differenzieren, als dies dichotome Unterscheidungen zwischen traditionaler und nichttraditionaler Familienstruktur tun, und gleichzeitig dem Konzept der *linked lives* in der Lebenslaufforschung mehr analytischen Biss für das Verständnis von Paarverläufen geben. Es signalisiert namentlich geschlechtsspezifische Dominanz eines Bereichs sozialer Partizipation gegenüber anderen Bereichen im Teilnahmeprofil der Person, wobei Frauen eine dominante Familienpartizipation zugeschrieben wird, Männern eine dominante Erwerbspartizipation. Partizipation an nichtdominanten sozialen Feldern ist in diesem Modell nicht ausgeschlossen, kann sich aber nur innerhalb der Grenzen entwickeln, die von den mit der dominanten Partizipation verbundenen Rollenansprüchen gesetzt werden. Damit wird konzeptuell das bereichssegregierte, parsonianische beziehungsweise bürgerliche Modell der Familienorganisation zum Extremfall eines theoretischen Kontinuums, dessen anderes Ende durch Zuständigkeitsgleichheit markiert wird.

Empirische Bestätigungen intuitiver Bricolage

Ein erster Versuch, die Geschlechtsspezifik der Lebensläufe zwischen Berufs- und Familienanforderungen abzubilden, stützte sich in Ermangelung von Längsschnittinformationen auf die Idee, biographische Abläufe dadurch zur Anschauung zu bringen, dass die Befragten nach dem Schema des Familienzyklus in lebensphasenspezifische Kategorien gruppiert wurden, die, miteinander verglichen, sequenziell interpretiert werden können.¹⁹ Die Unterschiedlichkeit männlicher und weiblicher Berufsverläufe kam so anschaulich zum Ausdruck, auch die offensichtliche Familienbezogenheit dieser Differenzierung (nicht in Familien lebende Personen durchlaufen diese Phasen nicht), aber trotzdem blieben methodische Fragen: durchlaufen alle Paare diesen Phasenablauf, ist er immer gradlinig, wie steht es mit Verzweigungen, Ausgängen und so weiter? Drücken die »Phasenunterschiede« nicht auch Alters- oder Generationenunterschiede aus? Was passiert mit anderen Familienformen, wie zum Beispiel Einelternfamilien? Obwohl es nicht plausibel wäre, anzunehmen, dass bei besserer Berücksichtigung dieser Einwände völlig andere Resultate entstünden, können derartige »meta-statische« Vergleiche tatsächlich nicht als Beweise gelten, sondern nur als Plausibilisierungen. Bemerkenswert ist dennoch, dass auch spätere, operational gleich strukturierte Replikationen dieselben Verlaufsunterschiede gezeitigt haben; sie scheinen sich innerhalb der Beobachtungsperiode 1971–2000 nicht grundlegend verändert zu haben.²⁰ Dies ist notabene genau die Periode, während derer die vielberufene Individualisierung oder Pluralisierung der Lebensformen und -stile sich besonders stark entwickelt haben soll.

Einige weitere Plausibilisierungen fügen diesen Feststellungen zusätzliche Indizien hinzu, welche ebenfalls für die Korrektheit einer sequenziellen Interpretation sprechen:²¹

- die Zivilstandsverteilungen nach Familienphasen ent-

sprechen dem klassischen Ablaufmodell: in den »vorfamilialen« Phasen (bei Eltern lebend, Single, nicht partnerschaftliche Ko-habitation) ist die grosse Mehrheit der Männer und Frauen ledig, in der Vorkinderphase finden sich zu ca. gleichen Teilen Ledige und Verheiratete, während sie in den Phasen mit Kindern meist verheiratet sind; eine deutliche Mehrheit der allein Lebenden, die, nach ihrem Alter zu urteilen, keine Kinder mehr haben dürften, sind getrennt, geschieden oder verwitwet.

- die Altersverteilungen der Partner sind phasenspezifisch gegeneinander verschoben,
- die unterschiedlichen, phasenspezifischen Dauern des Zusammenlebens der Paare wären ohne die postulierte Sequenz der Phasen unverständlich,
- die Erwerbssequenzen über maximal vier biographische Zeitpunkte (mit 25 Jahren, mit 45 Jahren, vor dem Pensionierungsalter, und im Moment der Befragung, falls diese später erfolgt) deuten auf eine starke Geschlechtsspezifität: bei Männern finden sich fast nur Sequenzen, die dem Modell konstanter Berufstätigkeit entsprechen, während alle irregulären, nicht diesem Modell entsprechenden Sequenzen vorwiegend Frauen betreffen.

All diese Belege sprechen dafür, dass Lebensläufe bezüglich wichtiger Aspekte relativ standardisiert sind, und auch dafür, nicht ein einziges Verlaufsmodell zu postulieren, sondern je eines für Männer und für Frauen, die sich bezüglich der Erwerbsverläufe unterscheiden. Die starke Persistenz dieser geschlechtsspezifischen Differenzierung im Alltagsleben wird dadurch unterstrichen, dass die wenigen Beispiele typischer Familienarbeit, für die wir Informationen für mehrere Zeitpunkte besitzen, ebenfalls im Widerspruch zur Diagnose des Wandels stehen und stattdessen auf die relative Konstanz der Geschlechtszuschreibung hinweisen.²² Doch Beweise sind diese Informationsanhäufungen noch nicht, da sie keinen Längsschnittcharakter haben.

Letzte Etappe dieser Exploration war die Analyse retrospektiv gewonnener Longitudinaldaten.²³ Die kombinierte Anwendung der explorativen Verfahren des Optimal Matching und der Clusteranalyse auf Informationsserien über männliche und weibliche Erwerbsverläufe ergibt ein Bild, das zugleich differenzierter ist, als es die bisherigen Ergebnisse erwarten liessen, und dennoch die These der geschlechtsspezifischen Lebenslaufstandardisierung bestätigt. Bei Männern existiert ein dominierendes Verlaufsmodell (drei Viertel der männlichen Verläufe); es entspricht tatsächlich dem »linearen«, um die Erwerbsperiode herum organisierten Dreiphasenmodell, das lange als einziges postuliert wurde und das, nach der jugendlichen Ausbildungsperiode, aus Vollzeitenerwerbstätigkeit bis zur Pensionierung besteht. Ihm stehen vier Verlaufsmodelle gegenüber, die sich bei Frauen finden und von denen eines weitgehend dem männlichen Modell entspricht (34% der Verläufe),²⁴ während die drei anderen nur bei Frauen vorkommen und in verschiedenen Schattierungen den Verlauf des Familienlebens mit seinen Verpflichtungen widerspiegeln: definitive Aufgabe der Erwerbstätigkeit bei Ankunft der Kinder (13%), Unterbrechung der Erwerbstätigkeit und Wiederaufnahme als Teilzeitarbeit bei Grösserwerden der Kinder (30%), und bleibende Reduktion auf Teilzeiterwerb bei Ankunft der Kinder (23%).²⁵ Nach wie vor ist also die Familienarbeit den Frauen zugewiesen, die sie in Abhängigkeit von diversen Bedingungen (Anzahl der Kinder, Bildungsniveau u.ä.) mehr oder weniger ausschliesslich übernehmen und damit ihrem Partner für dessen Erwerbseingagement den Rücken freihalten. Trotz steigenden Frauenerwerbsquoten halten sich also traditionelle Rollenzuschreibungen entsprechend dem Masterstatusprinzip hartnäckig, werden aber von den Paaren differenziert in die Praxis umgesetzt, wie bereits von der Berner Studie zur weiblichen Balance zwischen Beruf und Familie gezeigt worden war.²⁶ Männliche Verläufe sind also von einer einzigen Ablaufslogik geprägt, jener ihrer

Erwerbskarriere, weibliche von zwei miteinander konkurrierenden, der Erwerbslogik und der Logik des Familienlebens, wobei die zweite insgesamt gegenüber der ersten obsiegt.²⁷

Die dabei typischen Erwerbskonstellationen haben Konsequenzen für die Verteilung der Familienaufgaben, welche mit den Phasen des Familienlebens variiert. Die markanteste Variation ist der Retraditionalisierungsschub, den die meisten Paare bei der Ankunft ihres ersten Kindes durchmachen; anschliessend kommen zwar gewisse »Aufweichungen« vor, aber der für Paare in der Vorkinderphase (besonders Kohabitationspaare) typische Egalitarismus stellt sich in späteren Familienphasen nicht wieder ein.

Die Passage zur Elternschaft erweist sich damit in der Schweiz wie in Deutschland und den USA als der folgenreichste Statusübergang betreffend die Genderdifferenzierung. Dass Kohabitationspaare im allgemeinen egalitärer (genauer: weniger inegalitär) funktionieren als verheiratete Paare, würde somit fehlinterpretiert, wenn man sie als Anzeichen zunehmender Gleichheit in Paaren ansähe, denn Kohabitation kommt nicht gleichmässig in beliebigen Momenten des Lebenslaufs vor, sondern ist meistens eine Periode, die den Kinderphasen (und meistens der Heirat) vorangeht; die Traditionalisierungsfalle bei der Ankunft des ersten Kindes erwartet Kohabitationspaare genauso wie verheiratete.

So what?

Es will also scheinen, dass weniger der Betrachter hartnäckig ist als das betrachtete Phänomen – weshalb ist es so ›resilient‹ in einer Welt, in der angeblich alles im Wandel begriffen ist? Tatsächlich weisen diverse Befunde darauf hin, dass die Menschen, auch jene, welche Paare bilden, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zumindest seit den siebziger Jahren, auf der Ebene ihrer normativen Überzeugungen egalitärer geworden sind. Dies als oberflächlichen und deshalb wirkungslosen Firnis poli-

tischer Korrektheit abzutun, wäre wohl vorschnell.²⁸ In unserer Paarstudie gingen die Befragten so weit, bei Fragen, die eine mögliche Ungleichheit zwischen den Partnern ansprachen, mehrheitlich egalitäre Antworten zu geben, selbst wenn keine Antwortvorgaben dazu einluden.²⁹ Eine Kombination institutioneller und kultureller Faktoren erscheint als plausibelstes Interpretationsschema.

Die institutionelle Rahmung geschlechtsspezifischer Lebensläufe, als gewissermassen strukturelles *Doing Gender* ist ein oft vernachlässigter, aber folgenreicher Teil der Sozialordnung. Das Alltagsleben ist durch eine Reihe von Institutionen gerahmt, zu denen Schulen, Ämter, öffentliche Dienste, Läden für den Alltagsbedarf und auch Entlastungsinstitutionen für Familien (wie Kinderkrippen u.ä.) gehören. Diese Institutionen funktionieren aufgrund von Normalitätsunterstellungen, die bei ihrer Ausgestaltung sozial anerkannt waren, der heute gelebten Realität aber nicht in jeder Hinsicht entsprechen. Sie gehören aber selber zu dieser Realität und setzen Verhaltensweisen, die von diesen Normalitätsbildern abweichen, unter Druck. Sie wirken somit als strukturelle *self-fulfilling prophecies*, ohne für ihre Aufrechterhaltung entsprechender Mikrointeraktionen zu bedürfen. Zu dieser Kategorie gehören namentlich jene, die einen Druck auf Paare mit Kindern ausüben, mindestens einen der beiden Partner von Erwerbstätigkeit freizustellen, um andere Arten der für die Familie nötigen Arbeiten zu besorgen. Zu denken ist hier vor allem an die Funktionsrhythmen dieser »sozialen Infrastrukturen« – man denke bloss an die desynchronisierten Stundenpläne verschiedener Schulklassen, welche in Paaren mit mehreren Kindern eine erwachsene Person schon beinahe ganztags mit Begleitpflichten auslasten können, von Einkäufen, Arztbesuchen und dergleichen gar nicht zu sprechen. Unabhängig davon, wie die Partner darüber denken, finden sie sich einem alltagspraktischen Druck auf Arbeitsteilung im Sinn des geschlechtsspezifischen Mastersta-

tus ausgesetzt, dem zu widerstehen nur unter meist beträchtlichen »Kosten« vielfältiger Art möglich ist.³⁰

Die individuelle Ebene der geschlechtstypisierten Identitäten dürfte hier eine wichtige komplementäre Erklärungsresource darstellen. Interessant ist für die Dynamik der Genderidentitäten die psychoanalytisch gestützte These der in zwei Hauptschüben ablaufenden Sozialisation in jungen Jahren.³¹ Ein erster, grundlegender Sozialisationsschub erfolgt in den ersten Lebensjahren, in einer Situation, in der kritische Selbststeuerung noch kein Thema ist. Zentrale Kerne der Geschlechteridentitäten entstehen in dieser Lebensphase, vor allem aufgrund der vorgelebten Familienpraxis der Bezugspersonen, also meistens von Vater und Mutter, internalisiert durch Identifikationsprozesse. Die Wahrscheinlichkeit einer relativ stark traditionellen Geschlechtstypisierung dieser Praktiken ist, nach aktuellen familiensoziologischen Befunden zu schliessen, hoch. Diese Typisierungen erhalten aufgrund ihrer Entstehungsbedingungen den Charakter unhinterfragter Selbstverständlichkeiten, wie ihn etwa die phänomenologische Wissenssoziologie beschreibt, und werden durch affektive Besetzung zusätzlich verankert. Gleichheitsvorstellungen hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses dürften dagegen durch andere Mechanismen angeeignet werden, die vor allem im zweiten Sozialisierungsschub während der Adoleszenz (Eriksons psychosoziales Moratorium) ins Spiel kommen, etwa durch die intellektuelle Beschäftigung mit der Geschlechterfrage, aber auch durch Konfrontation mit dem medialen Gleichheitsdiskurs und durch die moralische Sensibilisierung für Ungerechtigkeit, welche die Adoleszenz allgemein kennzeichnet.

Auf die »Rückkehr« zu traditionellen Organisationsweisen der Paare und Familien bezogen werden also die moralisch aufgewerteten Gleichheitsideale im zweiten Sozialisierungsschub verinnerlicht. Sie werden auf diese Weise ins Selbstverständnis junger Menschen eingebaut, ohne dass dadurch die früher ent-

standenen Identitätskerne ersetzt würden. Man mag hier einen Erklärungsansatz für die beobachteten Veränderungen im Übergang zur Elternschaft sehen, der komplementär zum institutionellen ist: beide Sozialisations Ebenen sind potentiell verhaltensrelevant, beide stellen intra- und interindividuelle Legitimationsressourcen zur Verfügung – die Psychologie würde im ersten Fall eher von Rationalisierungen sprechen. Solche Legitimationsressourcen werden insbesondere dann mobilisiert, wenn Verhaltensweisen akzeptabel zu machen sind, die vom institutionellen Umfeld – unabhängig von personalen, auch von beiden Partnern geteilten Wertüberzeugungen – aufgedrängt oder nahegelegt werden. So liesse sich verstehen, weshalb so viele junge Paare ihre Gleichheitsideale beiseite schieben, wenn sie sich als Eltern umorganisieren müssen. So liesse sich aber auch verstehen, weshalb gerade dadurch ein Konfliktpotential zwischen den Partnern entsteht, das sich in der potentiell immer länger werdenden Phase des Zusammenlebens entfalten kann. Längerfristig können die dadurch entstehenden Dissonanzen unerträglich und disruptiv werden, die von ihrem Partner abhängig gewordenen Frauen diese Situation nicht mehr aushalten lassen und zu Krisen des Zusammenlebens führen.

Dazu kommt ein weiterer Faktor, der, wie mir scheint, tendenziell in letzter Zeit in fachliche Vergessenheit zu geraten droht: das, was Connell sprechend die »patriarchale Dividende« nennt – Männer profitieren von der traditionellen Geschlechterordnung im Paar, weil sie ihnen jene Tätigkeiten zuschreibt, die mehr Anerkennung und Befriedigung sichern.³² Von ihrer Seite ist deshalb wenig Motivation zu deren Veränderung zu erwarten – sie erfahren es kaum als Hintanstellung, wenn sie nicht in die Hausarbeiten eingespannt werden. Diese Beharrungsmotivation dürfte nicht wenig dazu beitragen, dass die traditionellen Organisationsformen so häufig auch nach der Kleinkinderphase weiter bestehen – aber wohl auch dazu, dass die identitären Legitimationsressourcen zugunsten dieser Or-

ganisationsformen auf Dauer nicht ausreichen, um die Gleichheitsideale voll im Zaum zu halten.

Schliesslich entwickeln Ungleichheitsordnungen starke Beharrungstendenzen. Das gilt nicht nur für Organisationen, sondern auch für informelle Sozialsysteme, wie Popitz es mit seiner hübschen theoretischen Miniatur über Prozesse der Machtbildung illustriert hat – Machtvorsprünge werden dazu verwendet, sie selbst aufrechtzuerhalten oder auszubauen.³³ Macht-habende nehmen diese Möglichkeit intuitiv wahr, und so dürften Männer diesem »strukturellen Sog« gerade im Familienbereich häufig ohne spontanen Widerstand erliegen.

Damit hat uns diese Bearbeitung der geschlechtsspezifischen Lebensläufe vom Rand her in eine Grundsatzdiskussion zurückgeführt, der, so scheint mir, ein guter Teil der gegenwärtigen Gender Studies ausweichen möchte. Nur von Genderdifferenzen zu sprechen und nicht mehr von Ungleichheiten, Machtgefällen und Diskriminierung, obwohl Differenzen Ungleichheiten verhärten und zugleich verdecken, liefe darauf hinaus, einem ideologischen Vexierspiel auf den Leim zu kriechen; dafür ist mir die Soziologie zu gut. Diese Ansicht dürfte Claudia teilen.

1 Betty Friedan, *The Feminine Mystique*, New York 1963 (dt. *Der Weiblichkeitswahn. Ein vehementer Protest gegen das Wunschbild von der Frau*, Reinbek bei Hamburg 1966); Kate Millett, *Sexual Politics*, New York 1969.

2 Simone de Beauvoir, *Le deuxième sexe*, Paris 1949 (dt. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek/Hamburg 1951).

3 Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter*, Bern 1958. Das Titelbild der Erstausgabe unserer Studie war als diskrete Hommage an von Rotens Titel gedacht (es zeigte eine Gruppe von Frauen in der freien Natur, aber hinter einem Gatter).

4 Thomas Held u. René Levy, *Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz*, Frauenfeld/Stuttgart 1974.

5 Kohli, der stark beachtete Wiederbeleber des Interesses am Lebenslauf in der deutschen Soziologie, verneinte die Geschlechtsspezifität der Lebensläufe während längerer Zeit; kürzlich hat er sich jedoch in einer bilanzierenden Publikation dieser Tatsache geöffnet. Martin Kohli, »Der institutionalisierte Lebens-

lauf: ein Blick zurück und nach vorn«, in: Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der DGS, Opladen 2003, S. 525–545; Martin Kohli, »Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne«, in: Soziale Welt, Sonderheft 4, 1986, S. 183–208; Martin Kohli, »Die Institutionalisierung des Lebenslaufs«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37 (1), 1985, S. 1–29; Martin Kohli, Soziologie des Lebenslaufs, Neuwied 1978.

6 Das Institut d'étude interdisciplinaire des trajectoires biographiques, das heute den Hauptteil des Centre lémanique d'étude interdisciplinaire des parcours et modes de vie (Pavie) darstellt (<http://www.unil.ch/pavie>).

7 Von der Art »postindustrielle Gesellschaft«, »desintegrierte Gesellschaft«, »Wissensgesellschaft«, »Multioptionsgesellschaft«, »Mediengesellschaft« usw. Vgl. Armin Pongs, Gesellschaft X: In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?, 3 Bände, München 2004–2005.

8 Dazu in Sachen Geschlechterverhältnis etwa Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt am Main 1990.

9 Fragt sich allerdings, wie hoch er je war, und wie weit die vorhandenen Informationen es erlauben, angemessene Kriterien für den Vergleich konstant anzuwenden, und wie man Familientraditionalität – und damit Traditionalität des Geschlechterverhältnisses innerhalb, aber auch über die Familie hinaus – begrifflich und methodisch fassen soll.

10 Helga Krüger u. René Levy, »Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs«, in: Berliner Journal für Soziologie, 3, 2000, S. 379–401.

11 Wo und durch wen die Transformation des Hughes'schen Ausdrucks »master status-determining trait« zum Kürzel »master status« erfolgt ist, bleibt unklar; Everett C. Hughes, »Dilemmas and Contradictions of Status«, in: American Journal of Sociology, 50, 1945, S. 357.

12 Peter M. Blau, Inequality and Heterogeneity: A Primitive Theory of Social Structure, New York 1977.

13 Maria Charles u. David B. Grusky, Occupational Ghettos. The Worldwide Segregation of Women and Men, Stanford 2004.

14 Etwa in einer Definition für Sozialpsychologen, die da festlegt: »Master status: A socially defined position occupied by a person in society that is very important in shaping his or her self-concept and life choices«, vgl. Scott T. Allison, A Social Psychology Glossary: <http://www.richmond.edu/%7Ealison/glossary.html>. Vgl. auch Laumann et al.: »(...) this basic set is both universally recognized and, in many cases, arguably most salient – hence the term master statuses«, vgl. Edward O. Laumann, John H. Gagnon, R. T. Michael u. S. Michaels, The Social Organization of Sexuality. Sexual Practices in the United States, Chicago/London 1994, S. 31.

15 Risman und Schwartz vermerken: »Plummer (...) suggests (...) the very possibility for homosexuality to become a master status (...)«; Barbara Risman

- u. Pepper Schwartz, »Sociological Research on Male and Female Homosexuality«, in: Annual Review of Sociology, 14, 1988, S. 125–147.
- 16 Dana V. Hiller, »Overweight as Master Status: A Replication«, in: The Journal of Psychology, 110, 1982, S. 107–113.
- 17 »In the first place, a social stigma may be more likely to be a ›master status‹ which overwhelms other attributes«, vgl. Myra Marx Ferree u. Eliot R. Smith, »A Cognitive Approach to Social and Individual Stigma«, in: Journal of Social Psychology, 109, 1979, S. 87–97.
- 18 Etwa in der Vermutung von Komarovsky: »Possibly, femaleness is a ›master status‹ overshadowing any other in a woman's status set«, oder in der früheren Feststellung von Laws: »Gender constitutes a master status – one that is visible and consequential in all institutional realms; and one that is so socially significant that the perceptions, expectations and reactions of others are likely to be organized around this aspect of the person rather than any other«. Vgl. Mirra Komarovsky, »Some Reflections on the Feminist Scholarship in Sociology«, in: Annual Review of Sociology, 17, 1991, S. 14; Judith Long Laws, The Second X: Sex Role and Social Role, New York 1979, S. 1.
- 19 Held u. Levy, Stellung, wie Anm. 4; René Levy, Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart 1977.
- 20 René Levy, Dominique Joye, Olivier Guye u. Vincent Kaufmann, Tous égaux? De la stratification aux représentations, Zürich 1997; Eric Widmer, Jean Kellerhals u. René Levy (unter Mitarbeit von Michèle Ernst Stähli u. Raphaël Hammer), Couples contemporains – Cohésion, régulation et conflits. Une enquête sociologique, Zürich 2003.
- 21 Levy, Joye, Guye u. Kaufmann, Stratification, wie Anm. 20; Widmer, Kellerhals u. Levy, Couples, wie Anm. 20.
- 22 Einzelne, wenn auch nicht immer strikt vergleichbar erhobene Beispiele stehen für die Schweiz für die Jahre 1971, 1978, 1981, 1991 und 1998 zur Verfügung. René Levy, Eric Widmer u. Jean Kellerhals, »Modern Families or Modernized Family Traditionalism? Master Status and the Gender Order in Switzerland«, in: Electronic Journal of Sociology, 6 (4), 2002 (<http://www.sociology.org/content/volo06.004/lwk.html?PHPSESSID=f1dfc4ba3dfcb68ff77ab3efbb980e1c>.)
- 23 Eric Widmer, René Levy, Alexandre Pollien, Raphaël Hammer u. Jacques-Antoine Gauthier, »Entre standardisation, individualisation et sexuation: une analyse des trajectoires personnelles en Suisse«, in: Revue suisse de sociologie, 29 (1), 2003, S. 35–67; René Levy, Jacques-Antoine Gauthier u. Eric Widmer, »Entre contraintes institutionnelle et domestique: les parcours de vie masculins et féminins en Suisse«, in: Revue canadienne de sociologie, 31 (4), 2006, S. 461–489.
- 24 Die hier angeführten Prozentsätze beziehen sich auf die gesamte erwachsene Bevölkerung (Haushaltpanel), enthalten also auch allein lebende Personen, im Unterschied zu den Resultaten von 1998.

- 25 Selbst das »männliche« VerlaufsmodeLL zeigt Spuren des Familienlebens, wenn es von Frauen praktiziert wird, wenn auch weniger markant.
- 26 Anna Borkowsky, Elisabeth Kästli, Katharina Ley u. Ursula Streckeisen, *Zwei Welten – ein Leben*, Zürich 1985; Anna Borkowsky u. Ursula Streckeisen, *Arbeitsbiographien von Frauen. Eine soziologische Untersuchung objektiver und subjektiver Aspekte*, Grösch 1989; Ursula Streckeisen, *Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe*, Frankfurt am Main 1991.
- 27 Wieweit dies der Fall ist, variiert – wenn auch nicht extrem stark – vor allem nach dem Bildungs- und Qualifikationsniveau der Frauen: je höher es ist, desto seltener unterbrechen sie ihre Erwerbstätigkeit bei Ankunft des ersten Kindes und desto eher reduzieren sie ihren beruflichen Tätigkeitsgrad auf Teilzeit. Frauen mit tiefem Bildungsgrad unterbrechen ihre Berufstätigkeit am häufigsten definitiv. Die Zahl der im Haushalt lebenden Kinder verstärkt die Tendenz zu vorübergehendem oder definitivem Erwerbsunterbruch der Frau, welche auch durch ein geringes Haushaltseinkommen gefördert wird (was der geläufigen These widerspricht, »aktive Mütter« seien vor allem aus finanziellen Gründen berufstätig, allerdings ist dieser Zusammenhang relativ schwach).
- 28 Neben unseren Ergebnissen für die Schweiz kommen etwa auch deutsche Studien zu diesem Schluss, vgl. Claudia Born, Helga Krüger u. Dagmar Lorenz-Meyer, *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*, Berlin 1996.
- 29 Widmer, Kellerhals u. Levy, *Couples*, wie Anm. 20.
- 30 Merz hat sorgfältig und systematisch den Grossteil dieser institutionellen Umgebung der Familien auf positive und negative Anreize in Sachen Frauenerwerbstätigkeit untersucht und kommt zum selben Schluss: Michaela Merz, *Lohnt es sich für Schweizer Frauen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen? Auswirkungen institutioneller Rahmenbedingungen auf die Entscheidung zwischen Familie und Beruf*, Zürich 1996.
- 31 Mario Erdheim, *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess*, Frankfurt am Main 1982.
- 32 Robert W. Connell, *Gender*, Cambridge 2002.
- 33 Heinrich Popitz, *Prozesse der Machtbildung*, Tübingen 1968.